

ohne Dame bei relevanten Ereignissen) hätten sich verändert. Zugleich seien die Transformationskosten hoch, die von erfolgreichen Frauen individuell zu erbringen sind. Teilhabe sei nur zu männlichen Bedingungen zu haben (u.a. Präsenz-Kult, Arbeitszeiten). Dennoch: was sei zu erwarten bei einem Zeitraum von 100 Jahren vor einer Geschichte von 2.000 Jahren?

Fazit von Hassauer: Wir akademischen Teilbürgerinnen müssen uns auf einen langfristigen Strukturwandel einstellen, aber schon der bloße Zutritt der Frauen hat das Feld unwiderruflich verändert. Und Hassauers Antwort auf ihre Eingangsfrage: Ja, die Wissenschaft ist geschlechtsreif – jetzt muss sie endlich erwachsen werden!

Rezensionen

Rita Casale, Barbara Rendtorff (Hrsg.): **Was kommt nach der Genderforschung? Zur Zukunft feministischer Theoriebildung**, Bielefeld: transcript Verlag 2008, 264 S., € 26,80

Ist die Genderforschung in einer Krise, befindet sie sich in Stagnation? Gender als nützliche Kategorie zur Analyse von Macht- und Herrschaftsverhältnissen scheint fragwürdig geworden zu sein. Zur Debatte steht, ob diese Kategorie im Zuge ihrer Institutionalisierung – und insbesondere angesichts ihrer Vereinnahmung durch neoliberale Strategien des Gender Mainstreamings und Diversity Managements – noch ein taugliches Instrument feministischer Kritik darstellt. Muss die Kategorie Gender neu bestimmt werden? Oder hat sie gar als kritisches Instrument ausgedient? Damit einhergehend stellt sich die Frage nach der Zukunft des feministischen Projekts: In welchem Verhältnis steht Genderforschung zum Projekt des Feminismus? Muss im Sinne einer Kritik, die die bestehende Wirklichkeit fassen (Wirklichkeitssinn) und herrschende Verhältnisse radikal verändern will (Möglichkeitssinn), nicht nur Gender als Kategorie und forschungsleitendes Konzept überdacht werden, sondern auch das feministi-

sche Projekt neu bedacht, vielleicht sogar, wie die Philosophin Nancy Fraser fordert, »neu erfunden« werden?

Diesen Fragen widmet sich der vorliegende Band. Er verdankt sich einer Initiative von Erziehungswissenschaftlerinnen, die KollegInnen aus den Fächern Philosophie, Soziologie, Geschichts- und Politikwissenschaft zu einem interdisziplinären Gespräch eingeladen hatten. Die daraus hervorgegangenen Beiträge – dies sei vorweg festgehalten – lassen keinen Zweifel aufkommen, dass feministische Kritik höchst lebendig ist. Sie machen deutlich, dass diese Kritik – vor allem in einem zunehmend auf Effizienz und Verwertbarkeit ausgerichteten Wissenschaftsbetrieb – einen der wenigen Zugänge darstellt, der wissenschaftliches Interesse explizit mit einem politisch emanzipatorischen Interesse verknüpft, und gerade darin das Potenzial eines lebendigen Denkens liegt: eines Denkens, das bereit ist, die eigenen Grundlagen zu problematisieren und nicht positivistisch reglementiert am Bestehenden kleben bleibt.

Die Beiträge zeigen zudem, dass sich Genderforschung mittlerweile disziplinär weit verzweigt hat. Es gibt von daher nicht *die* Genderforschung auf der Basis der feministischen Theorie, mit einem verbind-

lichen begrifflichen Instrumentarium und geteilten Basistexten. Vielmehr scheint es gegenwärtig angemessener, von der Vorstellung eines Flechtwerks auszugehen, von Fäden, die von verschiedenen Seiten aufgenommen und weitergesponnen werden. Die disziplinäre Ausdifferenzierung wird von den AutorInnen als Vielfalt, aber auch als Verlust wahrgenommen, und in manchen Beiträgen klingt die Sorge an, dass Genderforschung so zu einem weitläufigen Unternehmen geworden ist, das den Stachel feministischer Kritik zu verlieren scheint. Ist also die Frage des Bandes, was »nach der Genderforschung« kommt, mehr als nur eine Provokation?

Die Historikerin *Claudia Opitz* plädiert im ersten Beitrag für eine verstärkt historische Perspektive, sie beobachtet und kritisiert eine Geschichtsvergessenheit in feministischen Auseinandersetzungen. Ihre Antwort ist, dass nach der Genderforschung »vor der Gender-Forschung« bedeutet. Gender hat einen gewichtigen Paradigmenwechsel bewirkt, aber ohne die historische Reflexion auf die Geschichte und Kontexte dieses Paradigmenwechsels scheinen wir feministisch allzu schnell versucht, angesichts neuer Erkenntnisversprechen bisher Geleistetes hinter uns lassen zu wollen. Opitz' Kritik an der mangelnden Reflexion der historischen Verortung von zentralen Konzepten und entsprechender Übersetzungsprobleme – wie im Fall von Geschlecht oder Gender als Begriffen mit unterschiedlicher Bedeutung und Geschichte – wirft die Frage nach grenzüberschreitenden feministischen Basistexten bzw. *travelling theories* auf. Welche feministischen Theorien und Texte können auf Reisen gehen, ihren Herkunftsort verlassen und in unterschiedlichen Kontexten auch ankommen? Für Opitz wie andere AutorInnen in diesem Band sind die Reflexionen der Historikerin Joan Scott zu *Die Zukunft von Gender* (2001) ein solcher

Text. Scott, die vor zwei Jahrzehnten einflussreich dafür plädierte, die Kategorie Frau durch Gender als analytische Kategorie zu ersetzen, kommt angesichts aktueller hegemonialer Vereinnahmungen von Gender zu dem Schluss, dass diese nicht mehr die nützliche Kategorie ist, die sie einmal war. Während Opitz nun Scotts Text vornehmlich als einen Basistext zu lesen scheint, der postmodern-dekonstruktivistisch grenzüberschreitende Erkenntnisansprüche anmelden will, diskutiert ihn *Astrid Deuber-Mankowsky* als zutreffende Diagnose der Tendenz, Gender zunehmend für neoliberale Strategien der optimalen Ausnutzung von »Humanressourcen« zum Einsatz zu bringen: Gender-Mainstreaming als Strategie, Ressourcen – wie die des Bildungskapitals von Frauen – nicht zu verschwenden, mit dem Effekt, dass Gender (wieder) zum Synonym für Frauen und/oder Männer wird. Sie verortet weiters – ebenso wie der Beitrag von *Edgar Forster* – Scotts aktuelles Unbehagen mit dem Gender-Konzept in einer US-amerikanischen Wissenschaftslandschaft, in der im technowissenschaftlichen Zusammenspiel von evolutionärer Erkenntnistheorie, *Cognitive Science* und ReproGenetik Vorstellungen von einer biologischen Geschlechternatur argumentativ neu aufgerüstet werden. Deuber-Mankowsky schlägt daher vor, Gender als Frage des Wissens bzw. »epistemisches Ding« zu verstehen, um so die Kategorie Gender gerade zur Kritik solcher Neo-Biologismen zu befähigen.

Silvia Kontos thematisiert die Krise gegenwärtiger Geschlechtertheorie als Folge gesellschaftspolitischer Veränderungen wie auch innerfeministischer zentrifugaler Entwicklungen. Diese bereiteten den Boden für dekonstruktivistische Ansätze in den 1990er Jahren und manifestierten sich unter anderem in einer zunehmend akademisierten und professionalisierten feministischen Theorie,

die sich auf die Diskurse der Einzelwissenschaften in einer Weise eingelassen hat, dass ein »einheitlicher theoretischer Zugriff« und Theorierahmen verloren ging. Kontos sieht die Akademisierung des Feminismus sowohl als Erfolg wie auch als Verlust. Der Verlust betreffe vor allem den des »Blickkontakts mit der Frauenpolitik »draußen« und entsprechender Möglichkeiten politischer Intervention. Den akademisch gewordenen Feminismus problematisiert auch *Sabine Hark*, aber, anders als Kontos, vornehmlich als Problem der Ein- und Anpassungen des Feminismus in und an den akademischen Betrieb. Betreiben und verkörpern wir als feministisch Engagierte im akademischen Betrieb etwas radikal Anderes, verändern wir den Betrieb, oder reproduzieren wir dessen Spielregeln und Hierarchien? Inwiefern sind wir wissenschaftlich erfolgreich, aber gehen feministisch verloren? Als ein »hilfreiches Gegengift« gegen die Akademisierung feministischen Wissens diskutiert *Ida Dominijanni* die »italienische Erfahrung einer Theorie, die die Praxis als konstitutives Element bewahrt«. Sie argumentiert für das Konzept der »sexuellen Differenz« und mit diesem gegen die Analysekategorie Gender in ihren entpolitisierten wie entpolitisierenden Verwendungen.

Für den Großteil der Beiträge kann mit der Soziologin *Gudrun-Axeli Knapp* gesagt werden, »dass nach der Genderforschung auch Genderforschung kommt«. In ihrem Beitrag – wie in dem der Politikwissenschaftlerin *Birgit Sauer* – stehen die Herausforderungen gesellschaftlicher Transformationsprozesse, Phänomene der Globalisierung und transnationaler Verflechtungen für feministische Kritik im Vordergrund. In feministischen Ansätzen mit globaler Perspektive auf Ungleichheitsverhältnisse werden Macht- und Herrschaftsverhältnisse als strukturelle Verwicklungen von Geschlecht, Klasse, *race*/Ethnizität begriffen. Knapp belegt,

dass diese Ausrichtung feministischer Forschung so neu nicht ist, dass diese schon viel länger (so im deutschsprachigen Kontext) das tut, was neuerdings unter dem Terminus »Intersectionality« gefasst wird, und sie diskutiert in ihrem Artikel die Probleme und Desiderata intersektioneller Ansätze. Knapps und Sauer Erkundungen mit gesellschaftspolitischer Bodenhaftung erstrecken sich über die Grenzen deutschsprachiger Kontexte wie nationaler Definitionen von Gesellschaft. Ihre Beiträge sind zentral für Sozialwissenschaften in globaler Absicht.

Genderforschung für Reflexionen in ganz anderen Räumen zu befördern, versucht *Barbara Rendtorff* in ihrer Verbindung von Psychoanalyse und Feminismus. So kenntnis- wie erkenntnisreich fordert sie in ihrem Artikel zu einer Re-Lektüre von Freud in feministischer Absicht auf und arbeitet die produktiven Momente heraus, an denen die Geschlechterforschung ansetzen und weiterarbeiten könnte. Als ein solches sieht sie unter anderen die Möglichkeit einer »Rückeroberung des Körpers« ohne Differenz durch geschlechtliche Eindeutigkeit zu ersetzen.

Feministischer Möglichkeitssinn bleibt in den meisten Beiträgen zwischen den Zeilen verborgen – außer in dem der Erziehungswissenschaftlerin *Susanne Maurer*, für die sich die Pädagogik von anderen Disziplinen durch ihre normative Dimension unterscheidet, d.h. durch den Blick auf die »Überschreitung des Gegebenen«. Ich denke, dass dieser Blick nicht als disziplinär spezifischer – als Geschäft der Pädagogik oder der Philosophie – verhandelt werden sollte, sondern als einer, der das Projekt des Feminismus grundlegend auszeichnet. Denn einer der möglichen Verluste infolge der wissenschaftlich-akademischen Disziplinierung feministischer Forschung besteht darin, dass – in einem weitgehend positivistisch geprägten Wissenschaftsbetrieb – die Empirie die Uto-

pie verscheucht. Die »Zukunft der feministischen Theoriebildung« könnte jedoch gleichzeitig darin bestehen, zu wissen, was wir nicht wollen, und zu wollen, was unrealistisch erscheint. So verstehe ich die Frage des Bandes auch als eine Provokation, die empirisch differenzierte, disziplinär verzweigte Genderforschung verstärkt mit feministischem Möglichkeitssinn zu inspirieren. In diesem Sinne und mit den besten Empfehlungen für diesen Band wünsche ich mir eine Fortsetzung der Auseinandersetzung, die hier in Gang gesetzt wird.

Mona Singer

Mechthild Bereswill, Michael Meuser, Sylka Scholz (Hrsg.): **Dimensionen der Kategorie Geschlecht: Der Fall Männlichkeit**. Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot 2007 (Forum Frauen- und Geschlechterforschung Band 22), 258 S., € 24,90

Mechthild Bereswill, Kirsten Scheiwe, Anja Wolde (Hrsg.): **Vaterschaft im Wandel**. Weinheim und München: Juventa Verlag 2006, 192 S., € 18,00

Marie-Theres Wacker, Stefanie Rieger-Goertz (Hrsg.): **Mannsbilder. Kritische Männerforschung und theologische Frauenforschung im Gespräch**. Berlin: LIT-Verlag 2006, 390 S., € 24,90

Zur Diskussion stehen drei Sammelbände, die aus unterschiedlicher theoretischer und disziplinärer Perspektive die Erträge einer auf die Analyse von Männlichkeiten fokussierten Geschlechterforschung repräsentieren. Auch wenn die darin enthaltenen Beiträge nicht alle Themen, theoretischen Zugänge und politischen Positionen abzudecken vermögen, so vermitteln sie doch einen guten Überblick über den aktuellen Forschungs- und Diskussionsstand der »Männlichkeitsforschung« in Deutschland.

Dimensionen der Kategorie Geschlecht: Der Fall Männlichkeit gibt Einblicke in Forschungen von Mitgliedern der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. Sowohl Themen (Körper, Homosexualität und Homophobie, Gewalt, Genitalität, Gesundheit) als auch Institutionenanalysen (Militär, Arbeit, Familie und Vaterschaft, Gefängnis) sind breit gefächert. Gerahmt wird der Band von zwei Beiträgen, die für eine Einschätzung des Standes der »Männlichkeitsforschung« von besonderer Bedeutung sind: Für eine Beurteilung ihrer historischen Entwicklung lohnt ein Rückblick auf die Mitte der 1980er Jahre, als in der damals noch jungen Sektion Frauenforschung die Frage diskutiert wurde, ob Männer und Männlichkeiten Gegenstand feministischer Forschungen sein sollen und wie eine »feministische Männerforschung« (Ursula Müller) zu konzipieren wäre. Zwanzig Jahre später wird *Der Fall Männlichkeit* mit einem Gespräch eröffnet, in dem einige der damaligen Protagonistinnen, namentlich Lerke Gravenhorst, Carol Hagemann-White und Ursula Müller, den Faden der Auseinandersetzung über Männer und Männlichkeiten wieder aufnehmen. Das Gespräch wirft ein grelles Licht auf den Band: Hagemann-White, Gravenhorst und Müller entwickeln bei allen Unterschieden ein komplexes Verständnis von Geschlecht als Strukturkategorie, um brisante Fragen wie Gewalt theoretisch angemessener erfassen zu können und die Funktionsweise der Geschlechterlogik in Organisationen zu verstehen. Aber dieses Gespräch bleibt von den HerausgeberInnen und in den nachfolgenden Beiträgen (mit Ausnahme des Beitrags von Bereswill über die Abwehr von Verletzungsoffenheit) unkommentiert und folgenlos. Etwas ratlos bleibt man mit den interessanten Einsichten zurück und stellt bei der weiteren Lektüre fest, dass sich mit einer neuen ForscherInnengeneration

Fragen, theoretische Referenzrahmen und politische Positionierungen verändern. Der Faden scheint gerissen, die Absetzbewegung von feministischen Positionen und der Versuch, »Männlichkeitsforschung« als Geschlechterforschung mit eigenen theoretischen Konzepten und Traditionen zu etablieren, ist unübersehbar. Vor diesem Hintergrund ist der abschließende Beitrag *Men, Masculinities and Gender Research in the Welfare Stateism of Sweden* aufschlussreich, denn Ulf Mellström zeigt, dass die Entwicklung der *Masculinity Studies* nicht ohne ein staatliches Wohlfahrtsstaatsmodell verstanden werden kann. Dessen Fokus ist eine aktive Gleichstellungspolitik, die in erster Linie über Familien- und Arbeitsmarktpolitik durchgesetzt wird. Der *state feminism* und die starke Tradition einer feministischen Geschlechterpolitik bilden den Kontext der nordischen *Critical Men's Studies*. Ein Vergleich zwischen Mellströms Analyse des Verhältnisses von Familienpolitik, Vaterschaft und Männlichkeit und Michael Matzners Beitrag *Männer als Väter – ein vernachlässigtes Thema soziologischer Männerforschung* zeigt die großen Unterschiede in der Konzeption von »Männlichkeitsforschung«: Matzner untersucht Vaterschaft als kulturelles Konstrukt und als soziale Praxis. Dafür wählt er den Zugang eines »subjektiven Vaterschaftskonzepts«. Politische Strategien, die dazu führen, dass subjektive Vaterschaftskonzepte aufgebrochen und verändert werden, so dass Väter nicht nur Einstellungen ändern, sondern Verantwortung für den Reproduktionsbereich übernehmen müssen, bleiben weitgehend ausgeblendet. Der Fokus bleibt auf die Rekonstruktion von Identitätsmuster und Typologiebildung gerichtet, die zu einer problematischen Wiederbelebung von Rollentheorien führen.

Die zunehmende Bedeutung, die der Vaterschaft in der »Männlichkeitsforschung« eingeräumt wird, findet ihren Ausdruck im Band *Vaterschaft im Wandel*.

»Vaterschaft wird als Institution, als soziale Praxis oder als symbolische Repräsentation in den Blick genommen. Ebenso werden die psychosozialen Dimensionen von Vaterschaft und deren historische und kulturalanthropologische Variationen und Veränderungsprozesse ausgelotet« (7). Die einzelnen Beiträge bieten eine Fülle an interessanten Ergebnissen aus Diskursanalysen, qualitativen Forschungen und Literaturstudien. Auch hier dominieren Forschungen, die Vaterschaft als kulturelles Konstrukt vor allem unter dem Identitätsgesichtspunkt untersuchen, ohne allerdings immer ausreichende geschlechtertheoretische Fundierungen bereit zu stellen, so dass Interpretationen an manchen Stellen beliebig und einseitig erscheinen und Stereotypen reproduzieren, anstatt sie kritisch zu analysieren. Für die Weiterentwicklung einer geschlechtertheoretisch und feministisch orientierten Forschung zur Vaterschaft wäre es notwendig, Fragen der kulturellen Konstruktion systematisch mit Analysen gesellschaftlicher Steuerung und Staatspolitik zu verknüpfen, damit Erkenntnisse der Formierung von Vaterschaftsdiskursen und subjektive Vaterschaftskonzepte angemessen eingeschätzt werden können. Anhaltspunkte für eine solche Forschungsstrategie bieten die Analyse der Kindschaftsreform von Kerima Kostka, Rolf Pohls Text *Väter ist der Beste* und die Darstellung einer Studie über *Väter in Väterninitiativen als ambivalente Akteure der Modernisierung* von Anja Wolde.

Kostka analysiert Steuerungseffekte des Kindschaftsreformgesetzes. Das Ergebnis ihrer Untersuchung fällt kritisch aus: Das Leitbild des gemeinsamen Sorgerechts schlage sich zwar in einer veränderten Rhetorik, aber nicht in einem anderen Verhalten von Vätern nieder, so dass Steuerungseffekte durch rechtliche Regelungen »als sehr gering eingeschätzt werden« (88) müssen. Aus solchen Ergebnissen wäre

der Schluss zu ziehen, verstärkt ökonomische Studien über die Institution Familie durchzuführen, denn die Gefahr ist groß, dass die Präferenz für Diskursanalysen und subjektive Vaterschaftskonzepte zu einer systematischen Verzerrung der gesellschaftlichen Praxis von Vaterschaft beitragen. Rolf Pohls Analyse des sozialwissenschaftlichen Familiendiskurses mit dem bezeichnenden Titel *Über die Wiedergeburt eines Helden* setzt sich mit blinden Flecken in diesen Diskursen auseinander. Pohl zeigt, wie sozialwissenschaftliche Studien »unreflektiert mit einem Ausspielen des als überlegen und einzigartig aufgefassten Vaters gegen die Beschränktheit einer ungenügenden Mutter einhergeht« (171). Darin drücke sich nicht ein Gebärneid, sondern ein Mutterschaftsneid aus, und wenn in wissenschaftlichen Studien »diese weiblichkeitsabwehrenden Tiefenschichten hegemonialer Männlichkeitsdiskurse systematisch ausgeblendet« (187) werden, dann sei die propagierte neue Väterlichkeit aus einer männlichkeitskritischen Perspektive kein Gewinn, sondern eine »alte und neue Gefahr für die kindlichen Aufwuchs- und Entwicklungsbedingungen« (ebd.).

Politisch stellen solche Aktivitäten ein Drohpotential dar, wie Anja Woldes Analyse von Vätern, die sich in Väterinitiativen engagieren, zeigt. Der Beitrag beruht auf ihrer Studie *Väter im Aufbruch? Deutungsmuster von Väterlichkeit und Männlichkeit im Kontext von Väterinitiativen*. Woldes zentrale These lautet: Während feministische und männlichkeitskritische Arbeiten darauf abzielen, Hegemonien, Differenzen und Ungleichheiten entlang der Achsen *race*, *class* und *gender* differenziert zu analysieren, um daraus eine andere Geschlechterpolitik zu entwerfen, scheinen sich dadurch die »sozialen Räume, die nötig wären, um über die Zuspitzung von Widersprüchen in den Geschlechterverhältnissen und -arrangements und die daraus

resultierenden Konflikte zu reflektieren, momentan eher zu schließen als zu öffnen« (293). Dabei entsprechen diese politischen Initiativen nicht den heterogenen und von unterschiedlichsten Motiven getragenen Erfahrungen und gelebten Praxen von Männern.

Eine der Säulen von Männerarbeit und Männerbildung im deutschsprachigen Raum bilden die christlichen Kirchen. Der von Marie-Theres Wacker und Stefanie Rieger-Goertz herausgegebene Band *Mannsbilder* dokumentiert ein 2005 an der Katholisch-Theologischen Fakultät in Münster durchgeführtes Symposium über *Kritische Männerforschung und theologische Frauenforschung im Gespräch* (so der Untertitel). Die Beiträge repräsentieren ein breites Panorama von theoretischen Darstellungen, praktischen Beispielen und persönlichen Erfahrungen unter anderem zu biblischen Interpretationen männlicher Identität (Marie-Theres Wacker), der Klärung des Selbstverständnisses lesbischer und schwuler TheologInnen (Kerstin Söderblom/Michael Brinkschröder), der Aufarbeitung *Sexualisierter Gewalt im Kontext kritischer Priester- und Pfarrforschung* (Herbert Ulonska), aber auch Analysen soziologischer Grundlagen *modernisierter Männlichkeit* (Michael Meuser) und kultureller Männlichkeitskonstruktionen in literarischen Zeugnissen (Markus Rieger-Ladich). Auffallend ist, dass die theoretischen Zugänge, Erkenntnisinteressen, der praktische Kontext und der Stellenwert der Theologie in den Beiträgen beträchtlich variieren. Christa Schnabl und Erich Lehner führen dies einerseits auf die starke Ungleichzeitigkeit der Entwicklung der feministischen Theologie und einer kritischen Männerforschung, andererseits auf die heterogene Entwicklung und Interessenlage innerhalb dieser Forschungstraditionen zurück. In ihrem Schlussbeitrag bündeln sie die Beiträge und entwerfen Perspektiven für eine ge-

schlechterbewusste Theologie, mit der sie theologische Geschlechterforschung weiter entwickeln. »Damit wird die Überlegung zum Ausdruck gebracht, dass Theologie unter reflexiver Einbeziehung der Geschlechterkategorie (zumindest) auf zwei Ebenen zu vollziehen ist: erstens im Blick auf den Gegenstandsreich und zweitens im Blick auf die forschenden Subjekte.« (328) Die Kategorie Geschlecht bezieht sich dabei erstens auf individuelle Geschlechtsidentität, zweitens auf die soziale Ordnung und institutionelle Struktur von Gesellschaften und drittens auf die symbolische Ordnung. Die Integration der verschiedenen Ebenen in der Forschung bewahrt davor, Stereotype über weibliche und männliche Identitäten zu reproduzieren, (ökonomische und rechtliche) Ungleichheiten auszublenden und die Zweigeschlechtlichkeit symbolischer Ordnungen zu negieren.

Dieser Integrationsversuch lässt sich auch als wichtiges Forschungsdesiderat aus den drei Sammelbänden destillieren. Die darin ausgewiesenen vielfältigen Forschungsaktivitäten bringen eine Reihe von Einsichten vor allem in die Konstruktion männlicher Identitäten und den dafür maßgeblichen Dimensionen (wie Körper, sexuelles Begehren, hegemoniale Konstruktion von Männlichkeit). Ihr kritisches Potential könnte besser genutzt werden, wenn *Critical Men's Studies* in nächsten Schritten diese Integrationsleistung gelingt. Dabei wäre im Anschluss an Anja Wolde nicht nur darauf zu achten, wie unterschiedliche Machtachsen miteinander artikuliert werden, sondern wie durch die Analyse des Zusammenhangs unterschiedlicher Ebenen (Ebene der Interaktion, Ebene institutioneller und gesellschaftlicher Strukturen, symbolische Ordnungen) in konkreten sozialen Räumen Widersprüche in Geschlechterverhältnissen und -arrangements und die daraus resultierenden Konflikte sichtbar

werden und für eine andere Geschlechterpolitik genutzt werden können. Zum Beispiel: Wie verhält sich die kulturelle Konstruktion krisenhafter Männlichkeit in Medien zu ökonomischen Abhängigkeiten in Familien und wie werden dadurch konkrete Erfahrungen und Praktiken von Frauen und Männern produziert? Wie verbinden sich darin zum Ausdruck kommende Widersprüche mit Formen von Selbstreflexivität und wie ließen sich daraus resultierende Krisenerfahrungen in männlichkeitskritisches Handeln übersetzen? Die Analyse von derart skizzierten Zusammenhängen kann zur Überwindung einer derzeit beobachtbaren Stagnation in der Theoriebildung von Männlichkeit beitragen und die geschlechterpolitische Dimension der kritischen Männlichkeitsforschung stärken.

Edgar Forster

Sonja Wölte: **International – national – lokal. FrauenMenschenrechte und Frauenbewegung in Kenia**. Königstein/Taunus: Ulrike Helmer Verlag 2008, 297 S., € 29,90

In den 1990er Jahren konnte die internationale Frauenbewegung im Rahmen der UN-Weltkonferenzen viele geschlechterpolitische Erfolge für sich verbuchen. Es gelang ihr durch ihre Lobbyarbeit geschlechterpolitische Ziele auf die Agenda der UN-Konferenzen zu bringen und entsprechende Formulierungen in die Abschlussdokumente zu integrieren. Einer der wohl wichtigsten Erfolge ist die Verankerung der Frauenrechte als Menschenrechte in der UN-Menschenrechtskonvention, wodurch die Unantastbarkeit der Würde von Frauen als Bestandteil der internationalen Menschenrechtsnorm festgeschrieben wurde. Sonja Wölte knüpft in ihrem Buch an diesem Erfolg

an und untersucht, welche Wirkung die internationalen FrauenMenschenrechtsnormen auf nationaler und lokaler Ebene in Kenia entfalten. Da Wölte Frauenbewegungen als zentrale Akteurinnen des (geschlechter-)politischen Wandels erachtet, legt sie ihr Augenmerk auf frauenbewegungspolitische Handlungsoptionen und Strategien im Kontext der kenianischen Frauenrechtspolitik. Im Zentrum stehen dabei die Fragen, welche Handlungsräume der kenianischen Frauenbewegung durch ihren strategischen Bezug auf die internationalen FrauenMenschenrechtsnormen auf nationaler und lokaler Ebene eröffnet werden und welche Auswirkungen dies für die reale Rechtssituation von Frauen hat. Mit diesen Fragen sollen Erkenntnisse »über das Zusammenwirken der unterschiedlichen frauenpolitischen Handlungsebenen – international, national, lokal« (15) gewonnen werden. Bisher existieren nur wenige feministische Analysen innerhalb der Politikwissenschaft, die sich mit diesen Fragen auseinandersetzen. Sonja Wölte leistet mit ihrer exemplarischen Studie zu Kenia hierzu eine Pionierarbeit.

Die Arbeit beginnt mit einer Auseinandersetzung mit Forschungsarbeiten zur internationalen Frauenbewegungspolitik und Normen (Kapitel 2). Wölte kritisiert jene (wenigen) Studien, die sich mit der Umsetzung der internationalen FrauenMenschenrechtsnormen auf nationaler Ebene beschäftigen, wobei sie vor allem zwei konzeptionelle Problemlagen herausstellt: Zum einen werde durch den Fokus auf transnationale Netzwerke von »Norm-Entrepreneuren« – wie die »an einem nationalen Normwandel interessierten AkteurlInnen« (45) genannt werden – die zentrale Rolle von nationalen und lokalen Frauenbewegungen im Implementierungsprozess der internationalen Frauenrechtsnormen in den Hintergrund gerückt. Folglich könne das »frauenbewe-

gungspolitische Handeln in Bezug auf die internationalen Normen in einem Land nicht erfasst werden« (ebd.). Zum anderen würden sich die Analysen hauptsächlich auf die *staatliche* Umsetzung internationaler Normen beziehen. Die Konzentration auf Rechtsreformen als Maßstab für die erfolgreiche Umsetzung internationaler Normen ziehe das Problem nach sich, dass die zentrale Bedeutung internationaler Normen für die gesellschaftliche Auseinandersetzung mit der Rechtspraxis in einem Land und für die politische Mobilisierung und Strategiebildung von Frauenbewegungen aus dem Blick gerate.

In den anschließenden Kapiteln gibt Sonja Wölte einen historischen Überblick über die internationale Frauenbewegungspolitik und die Entwicklung des FrauenMenschenrechtsansatzes (Kapitel 3), über die kenianische Rechtsordnung (Kapitel 4) sowie über die kenianische Frauenbewegung (Kapitel 5). Besonders aufschlussreich ist vor allem das vierte Kapitel, in dem Wölte skizziert, wie sich der Stellenwert der Frauenrechte in der vorkolonialen, kolonialen und in der postkolonialen Rechtsordnung von Kenia verändert hat. Sie problematisiert das Erbe der kolonialen Rechtsordnung, nämlich das »Ineinandergreifen von traditionellem und modern-staatlichem Recht« (109): Die untergeordnete Rechtsposition von Frauen im traditionellen Recht (*living law*) auf lokaler Ebene werde durch das staatliche Recht verfestigt, da staatliche Rechtsinstanzen bspw. in Fragen des Erbrechts auf die Geltung von gewohnheitsrechtlichen Regeln verweisen würden.

Das sechste Kapitel stellt letztlich das Herzstück der empirischen Untersuchung dar. Die Empirie baut auf einer breiten Basis von insgesamt 40 ExpertInnen-Interviews, u.a. mit Vertreterinnen aus Frauenorganisationen, entwicklungspolitischen Geberorganisationen und Wissenschaftlerinnen, auf. Es bleibt unklar, wel-

che Methoden zur Auswertung des Materials herangezogen wurden. Zudem wäre eine Festlegung bzw. nähere Erläuterung der Analysekategorien wünschenswert gewesen. Das Kapitel hat folglich einen eher beschreibenden Charakter, das durch die Interviews zusätzlich angereichert wird.

Im Zentrum stehen hier die Aktivitäten und Strategien der kenianischen Frauenbewegung für die Umsetzung bzw. für das *Domesticating* (»Nationalwerden«) der FrauenMenschenrechte (154). Untersucht werden die Handlungsansätze auf nationaler sowie lokaler Ebene. Sonja Wölte skizziert, wie die internationalen FrauenMenschenrechtsnormen von Frauenorganisationen als Bezugsrahmen für ihre politische Arbeit genutzt wurden – so beispielsweise bei der Erarbeitung des Gesetzes zur Bekämpfung häuslicher Gewalt (1966ff.) oder bei den Bemühungen um die Integration der FrauenMenschenrechte in die kenianische Verfassung (1986ff.). Dabei sei den FrauenMenschenrechtsnormen in zweierlei Hinsicht eine zentrale Rolle zugekommen: Zum einen als Legitimationsquelle für die Existenz und das politische Handeln der Frauenorganisationen und zum anderen als Mobilisierungsfaktor für Kampagnen, worüber öffentlich auf die Regierung Druck ausgeübt werden konnte. Auf lokaler Ebene hätten vor allem Aufklärungsworkshops sowie das öffentliche Sprechen von Frauen über ihre Unrechtserfahrungen als Menschenrechtsverletzung maßgeblich zur politischen Mobilisierung beigetragen. Konkrete rechtspolitische Erfolge, wie etwa die Verabschiedung des Gewaltschutzgesetzes, seien jedoch erst nach den Parlamentswahlen im Jahre 2002 unter dem neuen Präsidenten Mwai Kibaki erzielt worden. Die Verfassungsänderung stehe sogar noch aus (245). Dies verdeutlicht, dass die Umsetzung der FrauenMenschenrechtsnormen letztlich von innenpolitischen Gelegenheits-

strukturen abhängt. Wölte kommt am Ende nichtsdestotrotz zu dem Schluss, dass Frauen sich unter Bezugnahme auf FrauenMenschenrechtsnormen als (Menschen)Rechtsträgerinnen mit legitimen Rechtsansprüchen an staatliche Institutionen« (249) neu positioniert und infolgedessen einen Wandel in ihrem Verhältnis zum Staat vollzogen hätten. Bereits dieser Effekt sei als Erfolg zu werten.

Gülay Caglar

Linda Hentschel (Hrsg.): **Bilderpolitik in Zeiten von Krieg und Terror. Medien, Macht und Geschlechterverhältnisse**. Berlin: b_books Verlag 2008, 235 S., € 19,90

»Sehen ist Macht« – so ließe sich frei nach Foucault der rote Faden betiteln, der den Sammelband »Bilderpolitik« durchzieht. Hatte Bacon mit der Redewendung »Wissen ist Macht« noch das souveräne Subjekt im Sinn, das, ausgestattet mit viel Wissen, auch viel Macht ausüben kann, kehrte Foucault das Verhältnis um: Wissen ist nicht die Voraussetzung von Macht, Wissen selbst ist Macht, Ausdruck und Effekt von Macht. Gesellschaftliche Wissensvorräte sind bereits das Resultat machtvoller Konstruktionsprozesse, die uns nur *bestimmte* Dinge zu wissen – oder zu sehen – geben und damit einen gültigen Wahrheitsbereich abstecken. In diesem Sinne können auch Sichtbarkeitsverhältnisse als historisch- und kontextspezifische Machtverhältnisse analysiert werden, wie die Beiträge dieses Buches in überzeugender Weise darlegen.

Der von Linda Hentschel herausgegebene Band, aus einer Tagung in Berlin (2006) hervorgegangen, beschäftigt sich mit (Un-)Sichtbarkeiten in Zeiten von Krieg und Terror. Dabei werden hauptsächlich Bilder von expliziter Gewalt,

Tod und Leid erörtert. Den Schwerpunkt bilden massenmediale und künstlerische Kommunikationstechniken des 20. und 21. Jahrhunderts. Die Untersuchungen aktueller Gewalt- und Kriegsdarstellungen werden kontrastiert mit Rückblenden ins 18. und 19. Jahrhundert, die verdeutlichen, dass die Bilderpolitik der so genannten neuen Kriege keineswegs so neu ist wie der Name suggeriert. Dabei geht es nicht nur um die Wechselwirkungen zwischen Medien und Macht, sondern auch um die grundlegende Bedeutung von Geschlechterverhältnissen. Kunst-, kultur- und filmwissenschaftliche Diskurse verbinden sich auf produktive Weise mit philosophischen und politikwissenschaftlichen Fragestellungen.

Den Auftakt der zehn Beiträge bildet *Linda Hentschels* instruktive Einleitung, in der verschiedene Dimensionen und Funktionen visueller Politik beleuchtet werden. Wie Hentschel in Anlehnung an Freud ausführt, ist das Verhältnis der Subjekte zum Krieg und seinen Visualisierungen durch eine ambivalente Beziehung zwischen Schaulust und Schauangst geprägt. Spätestens seit den Terroranschlägen des 11. September und den darauf folgenden Kriegen ist die alte Frage, wie viel Gewalt und Gräuelt medial zu sehen sein sollten, wieder hochaktuell. Insbesondere das Beispiel der Folterbilder aus Abu Ghraib zeigt, dass Gewaltdarstellungen und ihre Verbreitung und Konsumierung immer auch ethische Fragen berühren: »Ist das Betrachten von Grausamkeiten selbst eine Grausamkeit? Unter welchen Umständen ist visuelle Politik eine ethische und ästhetische Erniedrigung? Wann eine pazifistische Auflehnung?« (10) Mit Theweleit ist gerade die Geste der »westlichen« Erschütterung verdächtig, denn die Empörung über die Gewalt der Anderen, einiger »fauler Äpfel«, kann ebenso helfen, das eigene Selbst als zivilisiert zu konstituieren und den Schrecken zu bannen. Das Wis-

sen darüber, dass Folter und Gewalt im Krieg eher die Regel als die Ausnahme bilden, rückt in den Hintergrund. Damit lenkt Hentschel den Fokus von den expliziten Gewaltdarstellungen in Bildern auf die »strukturelle Gewalt des westlichen Repräsentationssystems in seinen sozialen Zirkulations- und Gebrauchsweisen« (15) und die damit verbundenen Immunisierungspraxen.

In diesem Zusammenhang möchte ich jene vier Beiträge besonders hervorheben, die sich mit den Blickregimen des »War on Terror« beschäftigen: *Silke Wenk* zeigt, wie auch die visuelle Politik der asymmetrischen Kriege auf altbekannte Bilder von leidender Weiblichkeit und kämpferischer Männlichkeit zurückgreift. Methoden der Sichtbarmachung, die auf das »Entschleiern« des vermeintlich Verborgenen abzielen, werden als (post-)koloniale Unterwerfungsstrategien analysiert. In dieser Logik erhält der Schleier der »islamischen Frau« eine doppelte Bedeutung und offenbart die Verknüpfung von Geschlechterstereotypen mit rassistischen und neo-orientalistischen Diskursen, wie sie auch im Zuge des Afghanistankrieges virulent wurden. Auch *Tom Holert* fokussiert – im Kontext des Dritten Irakkrieges – alte und neue Sichtbarkeitsverhältnisse und die Ordnung stiftende Bedeutung von Geschlechterkonstruktionen. Während in den USA bis 2004 das Zeigen der eigenen Toten untersagt war, gewinnt 2006 die Fotoreportage »Final Solution« den Pulitzer-Preis und erlangt breite öffentliche Resonanz. Zu sehen sind die Särge von getöteten US-Soldaten – in Verbindung mit Szenen der Trauer ihrer nächsten Angehörigen. Eines der eindrucksvollsten Bilder zeigt eine hochschwangere Frau, die ihren Bauch gegen den in Stars and Stripes gehüllten Sarg ihres getöteten Ehemannes presst. Holert verdeutlicht, wie militärische Rituale und Zeichen der Nation mit Bildern opferbereiter

Weiblichkeit und Mutterschaft zu einer harmonischen – funktionalen – Einheit verschmelzen. In der patriotischen Bildsprache nach dem 11. September ist die traditionelle Geschlechterordnung intakt. *Linda Hentschel* konfrontiert die gegenwärtige Bilderpolitik mit Foucaults Überlegungen zur Gouvernementalität und entwirft ein Konzept, mit dem visuelle Politik als moderne Regierungstechnologie fassbar wird. Gouvernementale Bilderpolitik macht dem modernen Subjekt, das als permanent gefährdet entworfen wird, ein Sicherheitsversprechen und Schutzangebot. Diese Machttechnologie operiert nicht mit Verbot und Zwang, sondern betreibt eine Art visuelles Risikomanagement durch die *Produktion* bestimmter Bilder, in denen das beschworene Bedrohungsszenario als bewältigbar entworfen wird. *Judith Butler* diskutiert in ihrem Artikel anhand der Folterbilder aus Abu Ghraib grundsätzliche Fragen von Ethik und Fotografie im Kriegskontext. Butler richtet ihren Blick auf die politisch-ideologischen Rahmenbedingungen und Normen, die über Vermenschlichung und Entmenschlichung entscheiden – und somit festlegen, wessen Leben überhaupt als betrauernswert gilt.

Wie sich Machtverhältnisse als *politische* Sichtbarkeitsverhältnisse innerhalb des globalen kapitalistischen Systems nach dem 11. September realisieren, ist Thema des Artikels von *Nicholas Mirzoeff*. In einem »Empire der Lager« stehen Bestrebungen nach Schaffung maximaler Sichtbarkeit durch eine allumfassende Überwachungstechnologie solchen gegenüber, die versuchen, die Gefangenen des Empires permanent unsichtbar zu machen. »Ziel der Lager ist es also, die Internierten in Untote zu verwandeln, in Menschen ohne soziale Existenz.« (126) Um Untote geht es auch in dem Text von *Michaela Wünsch*, der sich jedoch wiederum mit einem ganz anderen Medium,

dem klassischen Horrorfilm, beschäftigt. In ihrer aufschlussreichen Analyse arbeitet Wünsch heraus, wie die verdrängten Toten des Vietnamkrieges als Zombies im Horrorfilm der 1960/70er Jahre die Wohnzimmer der weißen amerikanischen Mittelschicht heimsuchen und das Phantasma der sicheren medialen Distanz erschüttern. Künstlerische Medien vergangener Kriege und ihre Rückgriffe auf traditionelle Geschlechterstereotype stehen jeweils im Mittelpunkt der Arbeiten von *Kathrin Hoffmann-Curtius* und *Godehard Janzing*. Hoffmann-Curtius skizziert die Bilderkultur der Novemberrevolution in Deutschland 1918/19, insbesondere Darstellungen der Ermordung Rosa Luxemburgs und Karl Liebknechts und zeigt, dass auch die kommunistische Linke, die mit künstlerischen Medien eine Kritik der politischen Ereignisse anstrebte, überwiegend einer hierarchischen Geschlechterallegorisierung verhaftet blieb. Ebenfalls aus kunsthistorischer Perspektive vergleicht Janzing zwei Gemälde verlorener Schlachten – die antike Thermopylen-Schlacht und Stalingrad – miteinander. Die Analyse fokussiert die dargestellten Männlichkeitsbilder, die interessanterweise dem heroischen Ideal soldatischer Männlichkeit zu widersprechen scheinen. Wie der Autor überzeugend argumentiert, kann auch die Figur des »Opferhelden« propagandistische oder moralisch entlastende Funktionen übernehmen: »Im Bild des reflexiven oder gebrochenen Helden vermag die repräsentierte Nation symbolisch von der Täter- auf die Opferseite zu wechseln.« (153) Auch der Text von *Hendrik Blumentrath* handelt von – diskursiven – Schlachtfeldern, in denen um Sichtbarkeiten gerungen wird. So konstatiert der Autor für das britische Empire um 1900 einen zweifachen, nach innen und außen gerichteten Macht- bzw. Sichtverlust.

Insgesamt gesehen betreibt jeder Beitrag die Erforschung von Sichtbarkeitsver-

hältnissen als Machtverhältnisse auf sehr individuelle Weise. Das Buch überzeugt durch seinen Facettenreichtum und die transdisziplinäre Ausrichtung. Zahlreiche Abbildungen begleiten die Argumentationen. Ein besonderes Verdienst dieses Sammelbandes ist es, Geschlecht als Analysekategorie ernst zu nehmen, und damit die zentrale Rolle von Geschlechterkonstruktionen in den visuellen Politiken der Angststeuerung und Sicherheitsversprechen zu belegen. Bisweilen wäre jedoch etwas mehr Struktur und Explikation der theoretischen und methodischen Prämissen wünschenswert gewesen, da die gewählten Analyseebenen und Zugänge zum Teil stark differieren. So wurde z.B. darauf verzichtet, die Beiträge nach entsprechenden Kriterien zu bündeln. Auch bleiben die zentralen Begriffe Krieg und Terror unbestimmt und unwidersprochen, wodurch eine wichtige Ebene der Kritik verloren geht.

»Bilderpolitik« flankiert einen aktuellen Trend, denn die Trias aus Medien, Krieg und Geschlecht hat jüngst auch in die deutschsprachige Forschungslandschaft Einzug gehalten. Die vorliegende Aufsatzsammlung unternimmt weniger einen Versuch zur Systematisierung des Feldes, zeigt dafür jedoch in anregender Weise die Vielfältigkeit des Themas und Möglichkeiten weiterer Forschungen, die sich aus der Überschreitung der disziplinären Grenzen ergeben. Insbesondere für die Politikwissenschaft, die erst zögerlich damit begonnen hat, Geschlechterverhältnisse systematisch in eine Analyse von internationaler Politik, Krieg und Terrorismus einzubeziehen und zudem die Ebene der Visualisierung und Medialisierung häufig vernachlässigt, liefert dieses Buch wertvolle Impulse. Wie Hentschel bereits in der Einleitung treffend erwähnt, versteht sich das Buch »als Fragment eines Kaleidoskops der Geschlechterverhältnisse und Bilderpolitiken in Zeiten von Krieg

und Terror« (24). Ein Blick durch das Kaleidoskop lohnt sich für alle, die sich auch nur mit einem der drei Bereiche beschäftigen.

Andrea Nachtigall

Isolde Albrecht: **Sprache, Arbeit und geschlechtliche Identität. Wie moderne Arbeitsbegriffe alte Geschlechtslogiken transportieren. Eine sprachgeschichtliche und psychologische Studie.** Bielefeld: Transcript Verlag 2008, 387 S., € 26,00

Das Verhältnis von Arbeit und Gender wird in der öffentlichen Debatte unter verschiedenen Gesichtspunkten – zum Beispiel ungleiche Verdienste, unterschiedliche Bewertungsmaßstäbe für »männlich« und »weiblich« tradierte Arbeit sowie geschlechtsspezifische Berufswahl – diskutiert. Isolde Albrecht leuchtet diese Zusammenhänge unter Berücksichtigung der Sprache aus. Durch ihre kulturhistorische Vorgehensweise wirft sie ein neues Licht auf den Zusammenhang von Sprache, Arbeit und geschlechtlicher Identität.

Der kulturhistorische Ansatz, den der russische Psychologe Lev S. Vygotskij zwischen 1928–1932 entwickelte, befindet sich aktuell in einer Blütezeit intensiver Reinterpretationen, zu welchen auch die Studie von Isolde Albrecht zu zählen ist. Die Stärke dieses Ansatzes besteht darin, dass die individuelle psychische Entwicklung im soziokulturellen Zusammenhang betrachtet wird. Menschliches Bewusstsein wird nicht in Einzelaspekte aufgelöst, sondern als Einheit gesehen, zu der sowohl sprachlich übermittelte soziokulturelle Dimensionen als auch kognitive und affektive Aspekte der individuellen Persönlichkeit gehören. Mit der konsequenten kulturhistorischen Argumentation führt Isolde Albrecht indi-

viduelle, gesellschaftliche und historische Ebenen der Persönlichkeitsentwicklung zusammen. Dies ist für die momentane Forschungslage sehr fruchtbar, da die kognitivistische Forschungsrichtung eher zu einer einseitigen Sicht und zu einer Verfestigung überdauernder Strukturen führt, als dass sie Möglichkeiten einer kritischen Betrachtung der gesamten menschlichen Entwicklung bietet.

Nun zur Fragestellung der Untersuchung, ihrer Gliederung und ihren Ergebnissen: Das Buch befasst sich mit der Historizität sprachlicher Bedeutungsbildung und dem psychologischen Stellenwert der Sprache bei Prozessen geschlechtlicher Identitäts- und Interessenentwicklung. Die Sprache als historisch entwickeltes Instrument des Sprechens und Denkens begreifend, reflektiert die Autorin die semantische Aussage und Zuordnungslogik geschlechtlich assoziierter Arbeits- und Persönlichkeitsbegriffe. Zugleich fragt sie nach der psychischen Wirkung, die diese Begriffsgefüge bei der Wahrnehmung und Bewertung von Personen, ihren Tätigkeiten und Fähigkeiten entfalten. Nach einer sprachgeschichtlichen Untersuchung, die die neuzeitliche Entwicklung technischer und sozialer Arbeitsbegriffe rekonstruiert, verdeutlicht die Analyse aktueller Berufsbilder, wie alte geschlechtliche Deutungen in der Semantik und Logik berufsgebräuchlicher lexikalischer Verbindungen eingelagert sind. Anliegen der Autorin ist es, auf den hohen psychologischen Stellenwert der Sprache hinzuweisen, die sie sowohl als ein Mittel der Verstetigung als auch ein Mittel der Reflexion und Überwindung alter Sinnmuster auffasst.

Die Arbeit ist in drei Teile gegliedert: Der erste Teil setzt sich mit der vordergründigen Ideengeschichte des männlich konnotierten handwerklich-technischen Arbeitsbegriffs auseinander, dessen quantifizierende, auf Zeit- und Produktwert

gerichtete, Logik noch immer als Deutungsmatrix qualifizierter Arbeit gilt. Thematisch geht es um den historischen Aufstieg produktiver Arbeit zur kulturfundierenden Tätigkeit und die Herausbildung des wertschöpfenden rationalen Subjektes, das in seiner scheinbar emotionsenthobenen Sachlichkeit der Natur objektivierend gegenübertritt. Die Autorin arbeitet Inkonsistenzen heraus, fragt nach der Abstraktion menschlicher Bedürfnisse aus diesem Begriff und auch danach, warum der überlieferte Begriff von »hervorbringender Arbeit« die historisch durchgängig erbrachte produktive Arbeit der Frauen nicht referiert. Die androzentrische Aussage und Widersprüchlichkeit des handwerklich-technischen Arbeitsbegriffs wird schließlich am Beispiel Hegels demonstriert.

Der zweite Teil – das sprachtheoretische und psychologische Kernstück des Buches – setzt sich mit Problemen der sprachlichen Bedeutungskonstitution, Logik- und Begriffsentwicklung auseinander. Dreh- und Angelpunkt ist der kulturhistorische Ansatz Vygotskijs, der mit Blick auf gendertheoretische Fragestellungen ausgeleuchtet und weitergeführt wird. Sprach- und Denkentwicklung wird in ihrer Verflechtung mit Handlungspraxis und sozialer Kommunikation erörtert. Die kommunikative und psychologische Funktion der Sprache wird in Hinblick auf intersubjektive Identitätszuschreibung und intrapsychische Selbsteinordnung reflektiert. In diesem Teil entwickelt die Autorin erste Thesen zur Referenz und Logik geschlechtlich assoziierter Arbeits- und Persönlichkeitsbegriffe. In einem entwicklungspsychologischen Kapitel bietet sie mit einem psycholinguistischen Doing-Gender-Modell einen überzeugenden Erklärungsansatz für geschlechtsspezifisches Spiel- und Berufswahlverhalten an.

Im dritten Teil des Buches wendet Isolde Albrecht die kulturhistorische Auf-

fassung zur historischen Rekonstruktion geschlechtlicher Kategorienbildung an. Die Untersuchung spannt einen Bogen von der Frühen Neuzeit bis zur Entstehung der bürgerlichen Gesellschaft und mündet in eine Analyse aktueller Berufsbilder über soziale und technische Berufe. Zur Reflexion kulturgeschichtlicher Entwicklungslinien zieht die Autorin u.a. Norbert Elias' Zivilisationstheorie und Heide Wunders Konzept der »Familiarisierung« der Arbeit heran. Die leitende Fragestellung dieser Untersuchung lautet: »Unter welchen arbeits- und sozialpraktischen, soziostrukturellen, rechtlichen und zivilisatorischen Strukturbildungen ging die geschlechtsaffine Gegensatzbildung von instrumenteller Ratio und sozialverantwortlicher Empathie aus der neuzeitlichen Geschichte hervor?« (18).

Die Studie kommt zu dem Schluss, »dass das geschlechtliche Begriffsgefüge keineswegs »polare«, sondern dialektisch ineinandergreifende Bedeutungen mit wechselnden Machtbalancen transferiert, die sich in unterschiedlichen Begriffslagen übermitteln« (317). Die These präzisiert sich in dem Nachweis, dass technische und soziale Arbeitsbegriffe unterschiedliche logische Verdichtungsgrade aufweisen und sowohl Arbeitskompetenzen als auch Wertevorstellungen in höchst selektiver Weise repräsentieren. Z.B. zeigt sich, dass in sozialen Arbeitskontexten gebräuchliche Wortbedeutungen wie »sorgen« oder »helfen« einer historisch älteren Verallgemeinerungslogik verhaftet sind, die die subjekt- und kulturreflexive Qualität intersubjektiver Arbeit unterschlägt und soziale Kompetenzen wie instinktnahe empathische Fähigkeiten aufscheinen lässt. Demgegenüber wird bezüglich des technischen Arbeitsbegriffs deutlich, dass neuzeitlich gebildete Wortbedeutungen wie »konstruieren« oder »entwickeln« durch lexikalische Verbindungen führen, die instrumentelle

Kompetenzen fokussieren und von den sozialen Bezügen technischer Arbeit abstrahieren.

Das Buch bereichert sowohl die kulturhistorische Theoriebildung als auch die psychologische und arbeitssoziologische Genderforschung. Mit der äußerst eindrucksvollen historischen Rekonstruktion sprachlicher Bedeutungsbildung zeigt die Autorin auf, wie durch den unreflektierten Gebrauch geläufiger Arbeitsbegriffe alte geschlechtliche Zuordnungsschemata reproduziert werden, die in unserem Denken wirksam werden. Dazu gehört u.a. die überkommene Gegensatzbildung von »männlich« konnotierter technischer Ratio und naturnah gedeuteter »weiblicher« Empathie.

Neben vielen Fragen, die dieses Buch aufwirft, erscheint mir nachdenkenswert, wieso ausgerechnet die vermeintliche Polarität zwischen Männer- und Frauenberufen als Deutungsmuster aufrecht erhalten wird, obwohl so genannte produktive Erwerbsarbeit niemals eine reine Männerangelegenheit war und Frauen stets zu einem hohen Prozentsatz produktiv gearbeitet haben. Weshalb wurde gerade der weibliche Sozialcharakter des späten 18. Jahrhunderts aufgegriffen und die häusliche Stilisierung der Frau sprachlich tradiert und verstetigt? Und warum halten wir heute – insbesondere Frauen – an dieser Wahrnehmung fest?

Tatsächlich muss zur Kenntnis genommen werden, dass es um ein gesellschaftliches Phänomen geht, das nur genauer betrachtet und verändert werden kann, wenn man ein sprachpsychologisches Konzept entwickelt, das sowohl individuell-psychologische als auch gesellschaftliche Aspekte berücksichtigt. Erst wenn wir ein Bewusstsein darüber entwickeln, welchen Stellenwert die Sprache beim Tradieren und Verstetigen von Bedeutungsgehalten hat, wird uns klar werden, welcher Weg vor uns liegt, um eine Ver-

änderung im gesellschaftlichen Bewusstsein zu bewirken. Isolde Albrecht hat durch die Verknüpfung von gendertheoretischen Fragen mit der kulturhistorischen Forschungsperspektive einen wichtigen Schritt in diese Richtung getan und einen wertvollen Forschungsbeitrag geleistet.

Anke Werani

Schahrzad Farrokhzad: **»Ich versuche immer das Beste daraus zu machen.« Akademikerinnen mit Migrationshintergrund: Gesellschaftliche Rahmenbedingungen und biographische Erfahrungen.** Berlin: verlag irena regener 2007, 368 S., € 39,90

Bildungserfolg und Partizipation am Arbeitsmarkt werden im öffentlichen Diskurs um Einwanderung als Indizien für die Integrationsbereitschaft von MigrantInnen gedeutet. Was indes Bildungserfolg ermöglicht oder behindert, ist noch immer zu selten ein Thema. Dieser Frage widmet sich Schahrzad Farrokhzad in ihrer an der Schnittstelle von Frauen- und Migrationsforschung angesiedelten Dissertation, in der sie die Chancen und Barrieren von iranischen und türkischen Migrantinnen auf dem deutschen Arbeitsmarkt analysiert und danach fragt, welche Komponenten dem Bildungserfolg dienlich sind und welche ihn behindern. Dabei steht einerseits die Rekonstruktion der gesellschaftlichen und sozialen Lebensbedingungen in den Biographien von Migrantinnen, die einen Einfluss auf den beruflichen Werdegang hatten, und die Rolle der Migrantinnen als Akteurinnen im eigenen biographischen Sozialisationsprozess andererseits, im Vordergrund. Dies mag auf den ersten Blick banal erscheinen, doch bedenkt man, dass gerade Migrantinnen muslimischer Herkunft im Einwanderungsdiskurs primär

als Opfer patriarchaler Männlichkeit thematisiert, sie als Subjekte und Handelnde dagegen eher ausgeblendet werden, wird hier eine Perspektivenumkehr vorgenommen, die als innovativ gelten kann. Farrokhzads Interesse gilt dabei nicht der Kulturalisierung oder Unterstellung von Modernitätsdifferenzen. Vielmehr plädiert sie für eine subjektorientierte Sichtweise auf Migrantinnen. Den weitaus größten Teil der Studie nehmen daher auch die 14 biographischen Portraits ein.

Nach einer inhaltlichen Einführung in die Bildungssituation von Migrantinnen in Deutschland wendet sich die Autorin zunächst aus theoretischer Perspektive der Bedeutung von Biographien im Spannungsfeld von gesellschaftlichen Strukturen und individuellen Handlungsmöglichkeiten zu. Ihre These ist, dass die biographischen Erzählungen der Migrantinnen geprägt sind von öffentlichen Diskursen wie dem Einwanderungsdiskurs und dem Islamdiskurs. Solche Diskurse würden von den Individuen nicht nur makrostrukturell reflektiert, vielmehr seien diese auch relevant für subjektive Orientierungen und Handlungsweisen. Farrokhzad recurriert dabei auf das Modell der Intersektionalitätsanalyse und bezieht neben den Kategorien Ethnizität und Geschlecht auch den sozialen Status als eine Differenzlinie in die Analyse ein. Hier argumentiert sie rein empirisch unter Bezug auf die Erzählungen der Interviewpartnerinnen. Dabei ermöglicht es die Kombination von *Grounded Theory* und Biographieforschung, die Komplexität der Lebensläufe von Migrantinnen jenseits kulturalisierender Zuschreibungen sichtbar zu machen. So gelingt es Farrokhzad sowohl in der Rekonstruktion der biographischen Haupteerzählung wie in den Nebenerzählungen strukturelle mit subjektiven Aspekten in den Biographien zu verknüpfen. Im abschließenden Vergleich der Biographien bilden neben den

Migrationsgeschichten das gesellschafts-politische Engagement, die Nutzung von Freundschaften und Bekanntschaften sowie – und dies scheint auf den ersten Blick ungewöhnlich – die Bedeutung von sportlichen Aktivitäten die Vergleichsdimensionen. Dabei sind es gerade diese scheinbar ungewöhnlichen Aspekte wie die Herstellung der Korrelation zwischen Sport und Bildungsbiographie, die die Studie interessant machen. In auffallend positiver Form hinterfragt Farrokzhad auch ihre eigene Rolle als Forschende, ein Aspekt der zwar forschungsethisch immer wieder eingefordert, aber selten eingelöst wird.

In ihrem Ausblick präsentiert die Autorin politische, pädagogische und individuelle Handlungsstrategien zur Verbesserung der Bildungschancen. Die Arbeit schließt mit einem Plädoyer für eine komparative Forschung jenseits von kulturellen Zuschreibungen und der Einbeziehung unterschiedlicher Differenzlinien in struktureller sowie subjektiver Hinsicht – ein Plädoyer für Intersektionalitätsforschung. Obwohl die Arbeit in ihrer Anlage prinzipiell überzeugt, bleibt kritisch anzumerken, dass die Entscheidung, die Biographien von Migrantinnen zweier verschiedener Herkunftsnationalitäten zu untersuchen, nicht deutlich wird. Bei der Betrachtung der gesellschaftspolitischen Rahmenbedingungen in den Herkunftsländern legt die Autorin ein besonderes Augenmerk auf die Situation der Frauen, sei es, dass die Frauenbewegungen der Mittel- und Oberschicht im Iran während der Pahlawi-Ära vorgestellt werden, oder die Beschneidung der Frauenrechte bedingt durch die Islamische Revolution. In der Türkei wiederum ist die von Atatürk initiierte Staatsideologie Grundlage für Modernisierungsprozesse, von denen speziell Frauen profitiert haben. Ebenso wie im Iran sind auch in der Türkei die Frauen der Mittelschicht die Gewinne-

rinnen des Modernisierungsprozesses. In den Erzählungen der Biographinnen findet sich dieser Zusammenhang jedoch nicht. Während die interviewten Frauen iranischer Herkunft ausschließlich aus bildungserfolgreichen Familien stammen, kommen die Migrantinnen türkischer Herkunft bis auf eine Ausnahme aus bildungsfernen Familien.

Lohnenswert ist die Lektüre der Dissertation dennoch, nicht zuletzt aufgrund der Vielfalt der Biographien, den Erzählungen der Frauen, die Zeugnis ihrer Kompetenzen sind.

Claudia Nikodem

Charles Capper: **Margaret Fuller: An American Romantic Life. The Public Years.** Oxford, New York: Oxford University Press 2007, 649 S., £ 23.99

Guiseppe Mazzini (1805–1872), Held und intellektueller Kopf des italienischen Risorgimento, pries Margaret Fuller (1810–1850) als eine »Amerikanerin von herausragender Intelligenz, berühmt in ihrem eigenen Land und in England, eng befreundet mit Emerson, und, was noch wichtiger ist, eine außergewöhnliche Frau mit Liebe und aktiver Hingabe für alles Schöne, Große, Heilige; und deshalb für unser Italien.« (325, meine Übers.)

Wie zutreffend diese Charakterisierung der großen amerikanischen Essayistin, Herausgeberin, (Reise-)Journalistin und Feministin ist, entfaltet Charles Capper detailgenau und differenziert in dem zweiten, 649 Seiten umfassenden Band seiner Fuller-Biographie mit dem Untertitel »The Public Years«. Der erste, preisgekrönte Band mit dem Untertitel »The Private Years« erschien bereits 1992. Chapper zeichnet Fullers Kindheit in New England, ihre intensive und umfassende, durch den Vater überwachte Bil-

und ihr allmähliches Hineinwachsen in den Kreis der Transzendentalisten nach, jener bedeutenden amerikanischen Reformbewegung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, der Ralph Waldo Emerson, Henry David Thoreau und Nathaniel Hawthorne angehörten. Zunächst ist Fuller Schützling und bevorzugte Schülerin der Transzendentalisten, dann ebenbürtige Partnerin: Emerson macht sie 1840 zur alleinigen Herausgeberin der Zeitschrift *The Dial*, dem transzendentalistischen *Magazine for Literature, Philosophy and Religion*. In den Folgejahren jedoch entwickelt sich Fuller auch zur unerschrockenen Kritikerin bestimmter anti-europäischer Ressentiments und kolonialistischer Tendenzen innerhalb der Bewegung.

Zu Beginn des zweiten Bandes zeigt Capper Margaret Fuller bei jener Beschäftigung, die ihr die größte intellektuelle und emotionale Befriedigung brachte: ihre – später legendär gewordenen – *Transcendentalist Conversations with Boston Women*. Diese von ihr regelmäßig durchgeführten Konversationsklassen, eine Mischung aus politischem Debattierklub und literarischem Salon, zielten zunächst darauf ab, Bildungsdefizite bei den Gesprächsteilnehmerinnen abzubauen und die Frauen zu unabhängigerem Denken und Handeln zu ermutigen. Schon bald zeigte sich jedoch, wie wichtig der Gedankenaustausch für Fullers eigene intellektuelle und politische Entwicklung war. Ihre aus den *Conversations* hervorgegangene Freundschaft mit der Frauenrechtlerin Elizabeth Cady Stanton, der späteren Autorin von *History of Woman Suffrage* (1881), der Abolitionistin Lydia Maria Child, die schon 1835 ihre *History of the Condition of Women in Various Ages* veröffentlicht hatte, und der Historikerin und Pädagogin Elizabeth Palmer Peabody, um nur einige Namen zu nennen, erweitert ihren thematischen und methodischen Zugang zu zeitgenössischen Problemen

und lenkt ihre Aufmerksamkeit stärker als bisher auf feministische Fragestellungen. 1843 veröffentlicht sie in der Zeitschrift *Dial* ein Traktat mit dem Titel *The Great Lawsuit. Man versus Men. Woman versus Women*. Es ist ein ausgesprochenes Verdienst Cappers, Fullers Ausführungen zur Frauen- und Geschlechterproblematik nicht isoliert zu würdigen, wie dies u.a. auch von feministischer Seite geschehen ist, sondern sie in dem – keineswegs widerspruchsfreien – Kontext der philosophischen, religiösen und politischen Diskurse der Oststaaten-Intellektuellen, der Abolitionistenbewegung und der mit ihr und durch sie erstarkenden Frauenrechtsinitiativen zu verorten. Cappers transdisziplinäre Herangehensweise ermöglicht es ihm im Gegensatz zu älteren Fuller-Biographien, Veränderungen in Fullers Denken nicht als erratische Sprünge zu qualifizieren, sondern Kontinuitäten im Wandel auszumachen. In programmatischer Absicht nennt Capper seine Biographie im Untertitel: *An American Romantic Life*. Fuller, die fließend deutsch sprach, orientierte ihre Vorstellungen über Individualität und Nationalität einerseits am Humanitäts- und Nationenbegriff der deutschen Romantik (Schlegel, Schelling, Herder), andererseits an den republikanischen Idealen der amerikanischen Unabhängigkeitsbewegung. Folgerichtig speist sich ihr Feminismus, wie Capper mit Hilfe auch bisher unveröffentlichter Quellen überzeugend belegt, aus verschiedenen Unrechtserfahrungen: Sklaverei, Klassengesellschaft, Rassismus, Kolonialismus, Patriarchat, Chauvinismus. Alle diese Themen behandelt Fuller in unzähligen Aufsätzen und schließlich in ihrem Buch *Woman in the Nineteenth Century*, das erstmals 1845 erscheint und von dem bereits in der ersten Woche 1500 Exemplare verkauft werden. Es zählt auch zu den Pionierleistungen von Cappers Biographie, dass er als erster dem vielfältigen und

nachhaltigen Einfluss dieser Schrift auf die diversifizierte amerikanische feministische Bewegung im 19. Jahrhundert nachspürt und dabei die großen Strömungen ebenso berücksichtigt wie persönliche Lebenserfahrungen, die er in Briefen und Aufzeichnungen ausfindig macht.

Fuller, die nach dem frühen Tod des Vaters als älteste von neun Geschwistern zur alleinigen Ernährerin der Familie wurde, tauschte 1845 ihre ehrenamtliche Tätigkeit als Herausgeberin von *Dial* gegen eine bezahlte Stellung als Literaturredakteurin von Horace Greeleys liberaler Zeitschrift *New York Tribune* ein. Der *melting pot* New York öffnete ihr die Augen nicht nur für provinzialistische und puritanistische Tendenzen in ihrem Bostoner Freundeskreis, sondern auch für die Gefahren einer ansteigenden Fremdenfeindlichkeit auf Grund der Immigrationswellen aus Europa. Vor allem aber die 1845 erfolgte Annexion von Texas und die Mexikanischen Kriege zerstörten ihren *American Dream*. Sie wandte sich Europa zu. Ausgerüstet mit Greeleys Auftrag, gegen Bezahlung den *New York Tribune* regelmäßig mit Reisebeschreibungen zu versorgen, brach Fuller 1846 zu ihrer lang ersehnten *Continental Tour* auf und reiste über England und Frankreich zum Ort ihrer Bestimmung, Italien. Ort ihrer Bestimmung in zweierlei Hinsicht: In Italien wurde sie zur begeisterten Anhängerin von Mazzinis kosmopolitischem Ideal eines demokratischen *Giovine Italia* und in Italien, genauer gesagt, in Rom, trifft sie auf den zehn Jahre jüngeren Aristokraten Giovanni Ossoli. Die beiden werden ein Paar. Im Unterschied zu anderen Biographen tendiert Capper zu der Annahme, dass sie tatsächlich heirateten. Aber ist die Klärung dieser Frage wichtig? Fest steht, dass Fuller mit ihrem öffentlichen Bekenntnis zu Ossoli sich nicht nur des-

sen Familie zum Feind machte (sie war bürgerlich, amerikanisch, protestantisch und in deren Augen entschieden zu alt), sondern auch ihre puritanischen Freunde in Boston. Aus diesem Grunde hielt sie ihre Schwangerschaft bis zur Geburt des gemeinsamen Sohnes, Angelino, im September 1848 geheim.

Ab 1848 beginnen sich die politischen Ereignisse in Rom zu überstürzen. Im Februar 1849 wird die römische Republik ausgerufen. Die amerikanische Öffentlichkeit wird durch Fullers Artikel im *New York Tribune* darüber aufgeklärt, dass es sich bei den Aufständischen nicht um Krawallmacher, sondern um Demokraten handelt wie jene, die das ursprüngliche amerikanische Freiheitsideal verkörperten. Nach vier Monaten wird der Traum von einer römischen Republik mit Hilfe der französischen Armee gewaltsam beendet. Ossoli und Fuller hatten aktiv am Aufstand gegen Napoleons Truppen teilgenommen, er als Soldat, sie als Krankenschwester. Um der politischen Verfolgung zu entkommen, blieb der jungen Familie als Option nur die Rückkehr nach Amerika. Margaret Fuller war sich der Unwägbarkeiten dieser Entscheidung bewusst, fühlte sich aber stark genug für die Herausforderung.

Kurz vor Erreichen des amerikanischen Hafens sank das Schiff, das Fuller zurück in die Heimat bringen sollte, und riss die junge Familie in die Tiefe – und mit ihr das fast vollendete Manuskript von Fullers Geschichte der 1848er Revolutionen in Europa.

Vielleicht wäre auch dieses Buch so antizipatorisch gewesen wie *Woman in the Nineteenth Century*, dessen Tragweite erst 162 Jahre nach seinem Erscheinen in der Biographie Cappers voll ausgeschöpft wird.

Anna Maria Stuby